

Mission zwischen drei Bergen.

---

danisch. Ungefähr vierzig Betten standen zur Verfügung. Zur Zeit war es ziemlich besetzt.

Das Leben der beiden Damen verdient heroisch genannt zu werden. Ganz allein unter diesen wilden Leuten. Die Stadt Abeokuta hat etwa 120 000 Einwohner, darunter nur etwa 60 Weiße. Die katholische Mission dort ist ganz klein: ein irländischer Pater und einige Schwestern für die Schule und das Kinderasyl.

Ich fragte Frä. Pfirrmann, ob es ihr denn nicht zu unheimlich sei bei diesem Volke. Sie antwortete tapfer: „Im Gegenteil, es ist noch zu wenig wild.“

Schlecht war die Verpflegung der beiden Damen. Sie können keine Milch bekommen. Ihre Hauptnahrung schien zu sein: Zwieback, Tee, Eier und Bananen. Dazu bei jeder Mahlzeit eine Dosis Chinin wegen der Malaria-gefahr.

Ich konnte den Mut dieser beiden Heldinnen christlicher Liebe nicht genug bewundern. Durchreisen war ja ganz schön, aber dort bleiben, jahrelang, in diesem Klima, unter diesem Volke, bei dieser Nahrung, in diesem fieber-schwangeren Landstrich — entsetzlich. Aus rein idealen Beweggründen hier sein junges Leben einsetzen, dazu gehört mehr als menschliche Kraft.

Unter frohem Plaudern verstrich die Zeit. Wir mußten an die Heimkehr denken. Unser Schiff war 130 km weg und wenn wir bis morgen früh nicht dort sind, fährt es ohne uns ab. Aber wie jetzt nach Lagos kommen? Unser Auto war „Finished“. Ein Verkehrsauto für Weiße gab es nicht. Von den wenigen Europäern war auch kein Auto zu borgen für eine so weite Reise. Geht noch ein Zug? Gott sei Dank! Abeokuta liegt an einer Bahnlinie. Der Zug geht um 7 Uhr. Wieviel ist es jetzt? 6.30 Uhr. Wie weit ist es zum Bahnhof? Dreiviertel Stunden. Wenn der Zug Verspätung hat, dann kann es uns gelingen ihn noch zu erreichen. Jedenfalls versprach der Abschied von Nigeria romantisch zu werden. (Fortf. folgt)

## Mission zwischen drei Bergen

Die Gründung dieser Mariannhiller Missionsfiliale ist in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Hier die launige Erzählung des Herganges von einem, „der dabei war“ und später noch oft hinkam.

Es war anfangs 1912 als der Missionar und Superior einer älteren Station in Natal mir sagte: „Ich habe für meine Amafolwa am Umfo-mazi einen neuen Platz erobert! Der reiche Farmer, Mr. E. hat uns zwei acres Land bewilligt, wo wir bald eine Kapelle und Schule bauen dürfen. Der Ort liegt ganz am Ende seiner Farm gegen 5 Stunden von hier und zwischen drei himmelhohen Bergen!“ Man kann freilich mit keinem Fuhrwerk hinkommen, mit dem Pferd auf großem Umweg und der grade Weg zu Fuß geht ungeheuer steil in die Schluchten hinab. Das Baumaterial muß eine Stunde weit auf dem Kopf getragen werden ...

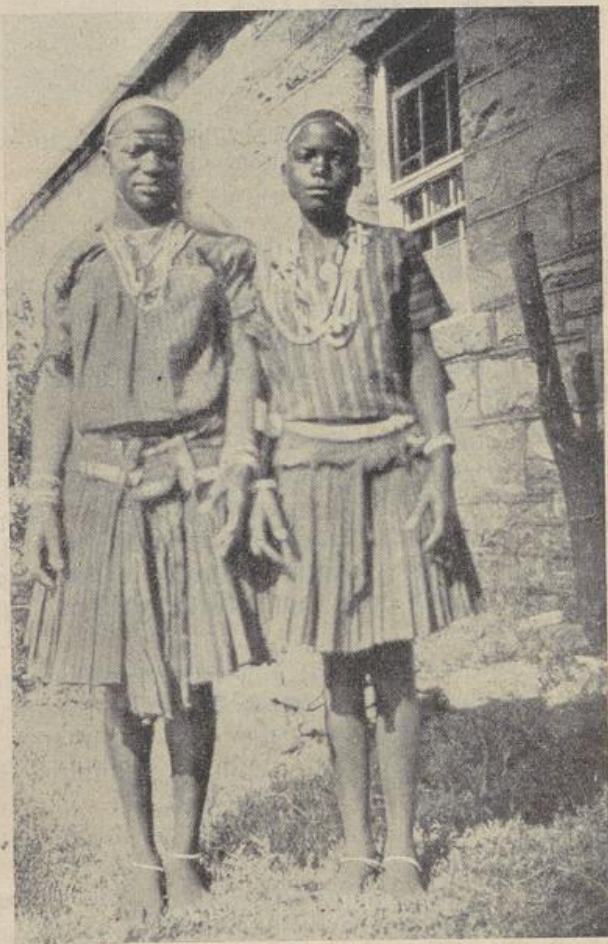
Aber warum denn an eine so unzugängliche Stelle bauen? ? — „Das hat seinen guten Grund. Erstens ist in der dortigen Location kein Land zu haben, denn der Schief ist uns nicht „grün“. Zweitens gibt der Farmer keinen brauchbaren Acker ab, sondern nur den letzten Zipfel, wo er



selber nicht hinkann. Drittens wohnen in der Nähe schon einige gute Christen und es gibt herrliches Quellwasser von den drei Bergen; man kann es leicht bis ins Haus leiten.“ Diese vier Gründe leuchteten ein. Also voran, ans Werk! Der Entschluß war schnell gefaßt — die Ausführung ging freilich langsamer. Es wurde Winter in Südafrika, Mai und Juni — und der Missionar zögerte immer noch. Die vom Geheimnis wußten, waren sehr gespannt auf die „neue Mission zwischen den drei hohen Bergen“ und auf die wildromantische Gegend am Oberlauf eines Hauptflusses von Natal.

Der Missionar wartete aber noch auf jugendkräftige Hilfe aus Mariannhill. Die kam Ende Juni in Gestalt von fünf unternehmungslustigen weißen Studenten und Missionskandidaten in ziemlich vorgerückten Jahren. Nach langem Semester und hartem Examensschweiß brauchten diese gesunde Abwechslung, winterliche Erholung und frische Luft. Das alles konnten sie auf der Hochlandstation haben und dazu auch gleich praktische Missionsarbeit! Sie sollten „St. Thomas zwischen drei Bergen“ gründen helfen, das siebente Missionsfort in diesen Regionen! Darin bestand der geheime Plan des guten Baba und Eroberers jener fernen Unzugänglichkeit. Mitte Juli sollte es los gehen und — wie gewöhnlich in frühester Morgenstunde.

„Um 3 Uhr brechen wir auf, reiten bis zur Zwischenstation im Felsental und dort feiern wir die hl. Messe in der St. Andreaskapelle. Dann ist Frühstück und Weitermarsch über den Zuckerhutberg und hinab in die Tiefe zwischen den drei Bergriesen. Die Sonne geht jetzt zwar erst um 7 Uhr auf, aber wir haben ja den Mond und ich kenne alle Wege und Stege.“ So lautete der Marschbefehl unseres Anführers, der damals in den besten Jahren und eifrigsten Eroberungszeiten stand — und heute noch als Greis in anderer Gegend eine weitverzweigte Mission verwaltet. Wir machten uns also reisefertig: Sieben Mann und 7 Pferde mit Gepäck und Gebäck auf mehrere Tage ausgerüstet. Eine richtige Pionierexpedition ins weite Irland!



Zwei Christenmädchen

Photo: P. Kammerlehner, Bulawayo



Alles flappte bis auf den — Mond, der nicht kam oder doch nicht zu sehen war in dem ausnahmsweise extra dichten Nebel dieses Zulimorgens. Doch wir hatten ja den unfehlbaren Führer an der Spitze und einige Pferde kannten den Weg noch besser als er. Im Gänseritt ging es durch das Christendorf der Ausgangsstation, über mehrere Hügel und durch Täler und Felder in nächtlicher Finsternis. Zuweilen geriet man auch an den Stacheldrahtzaun zur Linken des Reitpfades, der uns energisch zurechtwies . . . Dann hieß es den eiskalten Fluß durchreiten und zwei Stunden lang fremdes Farmland passieren bis die Nebel schwanden und der Morgen graute. Beim ersten Tageslicht machten wir da unterwegs eine



Unsere Schweizer Missionsstudenten in Altdorf  
üben „Parademarsch“  
Photo: B. Meinrad, Altdorf

spätreiche Entdeckung. Wer von uns Sieben mit einem Bart geschmückt war, fand ihn jetzt verglast und mit zierlichen Eiszapfen festlich dekoriert! Wie das glänzen und flimmern wird, wenn die afrikanische Sonne aufgeht!

Nun waren wir in der zerklüfteten Eingeborenen-Reserve, hatten aber noch

manche Urhindernisse zu überwinden und kamen auch an einer malerischen Buschmannhöhle vorbei. Noch zwei Bäche und einen Sumpf im engen Tale durchsetzen wir und befanden uns plötzlich im Felsenrevier, wo einige Duzend Hütten der Zulus und Basutos stehen und ihre Missionskapelle auf blankem Naturfundament der hiesigen Gesteinsart, nämlich weißblauer Basalt.

Wir kehrten bei St. Andreas ein, das früher schon einmal beschrieben wurde, erlebten die unschilderbare Freude der ersten hl. Messe und Kommunion in dieser entlegenen Gegend und gedachten der Christen und Heiden ringsum. Wegen der Winterkälte in so früher Stunde waren nur wenige anwesend, aber der sakramental gegenwärtige Gute Hirte wird den stillen und doch lauten Ruf unserer Herzen nach ihrem Heile sicher gehört haben . . .

Eine materielle Stärkung rüstete uns auch körperlich zum Weitermarsche. Wieder ging es durch jetzt dürre Felder und das Gehöft des neubefehrten Mosuto, der hier ein Grundstück für die Kapellenschule geschenkt hatte. Dann war noch ein eiskaltes Flüsschen zu durchqueren und hinauf ging es auf die schwindelnde Höhe des Zuckerhutberges. Streckenweise fast so steil, wie die Fliege an der Wand klettert. Woher der Name dieses sonderbaren Berges? Auf seiner Höhe ragen zahllose merkwürdig zylinderartig zugespitzte Felsstücke, den Zuckerhüten ähnlich, hervor. Das Wetter vieler Jahrhunderte hat sie wohl abgerundet und in solchen wunderlichen Formen gebracht. Hier sollten wir auf dem Rückwege noch ein kleines Abenteuer erleben in der mondbeleuchteten Winternacht . . .

(Fortsetzung folgt).